

Leseprobe aus:

Rikje Stanze, Mirco Buchwitz

Arschbacken zusammenkneifen, Prinzessin!



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Mirco Buchwitz & Rikje Stanze

**Arschbacken
zusammenkneifen,
Prinzessin!**

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek
bei Hamburg, Dezember 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh, Stefanie Freischem

Illustration Volker Bahmer, yellowfarm gmbh

Innentypografie Friederike Petereit

Satz Adriane Text OTF (PageOne) bei

Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 26907 3



für Mütter

PROLOG

Gib dem Affen Zucker 

Wenn man sich einen Zettel mit der Aufschrift *Dildo häufiger abspülen!* an den Badezimmerspiegel klebt, hat man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu wenig Sex. An dem Punkt war ich vor knapp zwei Jahren. Nach etlichen gescheiterten Beziehungsversuchen war ich eine Weile (Achtung: Gynäkologendeutsch) sexuell recht aktiv. Allerdings bin ich kein einziges Mal flachgelegt worden. Ich habe flachgelegt. Es dauerte aber nicht lange, bis mich das Ganze langweilte. Bei einem meiner letzten One-Night-Stands dachte ich nur: Pfff ... noch 'n Penis!, als der Kerl seine Boxershorts herunterstrampelte. (Ja, ich mag das Wort *Penis* ebenso wenig wie Sie. Wenn man lieber das Objekt selbst in den Mund nimmt als den Begriff, der es beschreibt, ist irgendwas im Busche. PS: Die Sache mit den Klammerbemerkungen wird sich durch den kompletten Roman ziehen. Wenn es Sie nervt, sollten Sie jetzt sofort mit dem Lesen aufhören. Wenn nicht: Willkommen in meiner Welt! PPS: Manchmal habe ich das Gefühl, mein ganzes Leben ist eine einzige Klammerbemerkung.)

Eines Morgens erwachte ich neben einem Kerl in Bayern-München-Bettwäsche und hatte die bahnbrechende Erkenntnis, dass man seinen Traummann nicht sturztrunken an irgendeiner Theke abschleppt. Daher legte ich mir einen imaginären Keuschheitsgürtel um und griff verstärkt auf meine Spielzeuge sowie diverse Internetseiten zurück. Natürlich handelte es sich dabei eher um vaginale Astronautennahrung: Es erfüllte seinen Zweck, aber lecker ging anders. Der Vorteil war jedoch, dass es unkomplizierter war, den Computer auszuschalten, als einen Kerl loszuwerden. Außerdem bombardierte mich das Internet nicht mit Anrufen und SMS, wenn ich meine Ruhe haben wollte. Viren konnte man sich unglücklicherweise bei beiden Varianten einfangen.

Darüber hinaus hatte ich die Schnauze gestrichen voll davon, mich ständig in meinen Tagträumen zu verlieren. (Meine dreimonatige Affäre mit George Clooney war die Hölle!) Im Laufe der Zeit hatte ich weibliche wie männliche Hauptrollen in allen erdenklichen Filmen gespielt. Schon seit meiner Kindheit war ich süchtig nach Filmen – durch meine älteren Brüder war ich mit Arnold Schwarzenegger, Bruce Willis und Sylvester Stallone groß geworden. Mit dem jungen Adriano Celentano wäre ich sofort nach Feuerland-Mitte durchgebrannt, und manche Bud-Spencer-Filme konnte ich heute noch auswendig mitsprechen. («Hör mal zu, du Schlauberger, wenn du nicht deine Kauleiste dichtmachst, zieh ich dir 'nen Scheitel, dass deine Ohren bis Timbuktu schlackern!») Obwohl ich mich für die unterschiedlichsten Filme interessierte, hatte sich mein Geschmack mit dem Älterwerden deutlich gewandelt. Beispielsweise lieb ich mir keine DVDs mehr

aus, auf deren Hüllen Blödsinn stand wie: *Erleben Sie, wie nur eine Nacht das Leben von fünf Twentysomethings grundlegend verändern kann!* Lieber sah ich mir zum unzähligen Male die 1974er Version vom Kettensägenmassaker an. Da wusste ich von vornherein, wie nur eine Nacht das Leben von fünf Twentysomethings grundlegend verändern konnte. Stichwort: Kannibalismus. Twentysomethings können mich mal. Und zwar kreuzweise. (Nehmen Sie es nicht persönlich, sollten Sie selbst zu dieser Altersgruppe zählen. Sie werden mir in absehbarer Zeit zustimmen. Versprochen!)

Der eingangs erwähnte Zettel war dann so etwas wie ein Weckruf, dass ich vielleicht doch nach einem brauchbaren Kerl Ausschau halten sollte. Die Hoffnung auf den vielbeschworenen Mr. Right hatte ich zwar aufgegeben, aber wenigstens Mr. Not Completely Fucking Wrong wäre eine feine Sache gewesen.

ERSTER AKT

La Boum II

Jetzt bloß nicht an Afrika oder so was denken!, ging es mir durch den Kopf, als ich die zweite Banane des Abends in die Schokolade tauchte. Morgen, beschloss ich, morgen wird gespendet. Und gefastet! Innerlich ballte ich eine Faust. Solidarität mit Afrika! Wahre Ehrfurcht vor meiner Selbstlosigkeit leuchtete in den Augen der mich anheimelnden Masse. Fasten für Afrika! Es brandete Jubel für meinen Enthusiasmus auf. Ich war drauf und dran, zur Revolution aufzurufen, als ich einen Kellner, offenbar den Schokobrunnen-Supervisor, bemerkte. Obwohl schon ein Viertel der Banane zwischen meinen Lippen verschwunden war, schaute er nicht dezent beiseite, sondern machte einen Schritt auf mich zu. Dabei zwinkerte er süffisant, als wollte er sagen: «Verstehe schon, Schätzken. Sag, wann und wo!» Sofort kam mir diese Dokumentation über Schnappschildkröten in den Sinn, die ich einige Wochen zuvor gesehen hatte. Die Biester lauerten in Ufernähe und konnten ausgewachsene Gnus zu sich ins schlammige Wasser zerren und verspeisen. Sei die Schildkröte!, sagte ich mir. Unmissverständlich starrte ich dem Kell-

ner erst auf den Schritt und dann in die Augen, bleckte meine Zähne und biss ruckartig in die Banane. Anschließend fixierte ich ihn und schaukelte in Zeitlupentempo meinen Kopf hin und her. Ich hörte mich fauchen.

«Wollte nur fragen, ob Sie die vielleicht gebrauchen können», sagte der Kellner. Erst jetzt bemerkte ich die Serviette in seiner Hand. «Sie haben da einen Schokofleck auf Ihrer ... Ihrer Trainingsjacke.»

Ey, du hast den gerade angefaucht!, durchzuckte es mich. Es war einer dieser Momente, in denen ich mich fühlte wie Vögelchen Tweety, wenn es in einem Zeichentrickfilm abgefackelt wurde. (Soundeffekt: Fump. Chrrz. Knirsch. Brösel.) Wortlos schnappte ich mir die Serviette und huschte gen Klo.

Für unsere Weihnachtsfeier hatte die Firmenleitung sämtliche Festsäle des protzigsten Hotels der Stadt angemietet. Im Konzertsaal bespaßte eine Soul-Cover-Band das Publikum, im Atrium klimperte ein Jazztrio, und in anderen Räumen lief Lounge-Musik. Überall schwänzelen Kellner mit Tablett voller Sekt oder Wein herum. Es gab etliche Buffettische mit warmen Speisen und Snacks, und ich entdeckte wenigstens fünf Schokobrunnen. Dekadenz pur. Obwohl ich den Großteil meines geschichtlichen Wissens aus Filmen hatte, war ich sicher, dass auf diese Weise das Römische Reich vor die Hunde gegangen war. (Warum sehe ich gerade einen schoko-verschmierten Russell Crowe vor mir?)

Meine Trainingsjacke hatte schon den ganzen Abend Blicke auf sich gezogen. Während bekannte Kollegen wohl nur dachten: «Ach, die Ina wieder!», glotzten mich andere an, als hiel-

ten sie mich für eine Reinigungskraft, die sich dreist durchfütterte. Aus irgendeinem Grund hatte ich die Mail übersehen, in der darauf hingewiesen wurde, dass man sich in Abendgarderobe kleiden, sich also herausputzen sollte. Problem Nummer eins: Ich kleidete mich nicht, ich zog mich an. Problem Nummer zwei: Ich besaß dementsprechende Klamotten sowieso nicht. Auf der Arbeit selbst gab es keinen Dresscode, sodass ich dort konsequent Jeans und T-Shirt, Stoffturnschuhe und eben eine Trainingsjacke trug. Es war einer der wenigen Vorteile meines Jobs.

Seit ich mein Studium mit einigen Trödelsemestern abgeschlossen hatte, arbeitete ich in einem Callcenter. Ursprünglich wollte ich nur einige Monate überbrücken, bis ich etwas Anständiges gefunden hatte, aber mittlerweile waren daraus sieben Jahre geworden. Zu allem Überfluss handelte es sich um das Callcenter einer Bank. Mein zwanzigjähriges Ich, diese dumme Sau, konnte mir deswegen stundenlange Vorträge über das Spießertum an sich und die Ausbeutung des Proletariats im Speziellen halten. Aber ich war, wie man im Callcenter-Jargon sagte, kundenorientiert: Weder schwatzte ich neunzigjährigen Witwen Sparbriefe mit zehnjähriger Laufzeit auf, noch verpasste ich Hartz-IV-Empfängern zusätzliche Kredite. Außerdem rief nicht ich wildfremde Leute an, sondern wildfremde Leute riefen mich an. Weil ich selbst es wie die Pest hasste, mit Callcentern zu telefonieren, hatte ich ganz zu Anfang ein Experiment durchgeführt. Einen Nachmittag lang rief ich bei verschiedenen Hotlines an, um herauszufinden, was mich selbst bei Callcenter-Agents (sprich: Äidschends) zur Weißglut trieb. Die Ergebnisse waren eindeutig:

Wenn sie mir das Gefühl gaben, ich wäre geistig minderbemittelt, nur weil ich keine Ahnung von Sachen hatte, mit denen sie sich selbst tagtäglich befassten. Wenn sie mich unterbrachen, bevor ich meine Frage gestellt hatte, um dann etwas zu erklären, auf das ich überhaupt nicht hinauswollte. Wenn sie sagten, sie hielten kurz Rücksprache mit ihrem Vorgesetzten, um mich dann stundenlang in der Warteschleife verrotten zu lassen. Wenn sie jeden einzelnen Satz mit der Nennung meines Namens begannen oder beendeten. Wenn sie mich mit einer erbärmlich geschauspielerten Dauerfreundlichkeit abfertigten, die sogar Florian Silbereisen zum Kotzen bringen würde, ich aber nie das Gefühl hatte, mit einem echten Menschen zu sprechen. Und genau darum ging es: Man musste mit den Kunden reden, wie man erwartete, dass mit einem selbst geredet wurde. Ganz einfach. Es war der alte «Ich blas dir einen, dafür leckst du mich»-Trick.

Ich stieß die Klotür auf. Über eines der Waschbecken gebeugt begutachtete sich meine Teamkollegin Jeannette im Spiegel.

«Na?», fragte ich, worauf sie schützend eine Hand vor ihr rechtes Auge riss. «Alles tutti mit deinem Auge?»

«Ja, ja, das ist halt nur gerade nicht geschminkt.»

«Verstehe», sagte ich, ließ es aber wie eine Frage klingen.

Unverändert die Hand vor ihrem Gesicht, starrte Jeannette mich einäugig an, als wäre sie der Douglas-Zyklop.

«Musst du auf Toilette?», fragte sie.

Ich hielt ihr den Klecks auf meiner Trainingsjacke hin und begab mich an das Becken neben ihrem. «Nee. Will nur die Schokolade ein bisschen einreiben.»

Jeannette nickte.

Wir schwiegen.

Ich legte die Stirn in Falten.

«Willst du nicht mal deine Hand runternehmen?», fragte ich, aber Jeannette verzog nur den Mund. «Was denn?»

«Geh doch ruhig mal auf Toilette und lass mich erst fertig schminken, ja?»

Langsam ließ ich das Kinn auf meine Brust sinken und schaute sie von unten herauf an.

«Verstehe ich das gerade richtig», setzte ich an, «du willst nicht, dass ich dein ungeschminktes Auge sehe?»

Jeannette zuckte mit den Schultern. Du Mädchen!, dachte ich. (Anmerkung am Rande: Das Wort *Mädchen*, bezogen auf erwachsene Frauen, ist in meinem Vokabular eines der gnadenlosesten Schimpfworte überhaupt. Mädchen sind diese Art Frauen, bei denen man das Gefühl hat, sie leben in einem rosa Plastikpuppenhaus, das Mario Barth für sie gebastelt hat. Mädchen erzählen in Gesprächen mit Kerlen beispielsweise, dass sie neulich nur eine Jacke kaufen wollten, dann aber mit drei Paar Schuhen nach Hause gekommen sind und anschließend ihren Wagen nicht anständig eingeparkt bekommen haben. Im nächsten Moment sagen sie Dinge wie «Typisch Frau halt», um zu signalisieren, dass sie sich des Klischees bewusst sind, setzen dann aber ihr niedlichstes Lächeln auf und wollen genau dafür geliebt werden. Ich könnt so derbe reinschlagen!)

«Jeannette», sagte ich schließlich. «Zeig mal dein Auge her. Du schaffst das!»

Zögerlich senkte sie ihre Hand. Auf der Stelle verzog ich

mit gespielmtem Ekel mein Gesicht und gab einen angewiderten Laut von mir.

«Ina!»

«Das ist echt mal mit Abstand das hässlichste Augenlid, das ich je gesehen habe!», sagte ich. «Schmier da mal schnell was drüber, das ist ja widerlich.»

«Du bist so doof.» Während Jeannette ihr Antlitz reparierte, zupfte ich Papiertücher aus dem Spender und drehte den Wasserhahn auf. «Tolle Party, oder?», fragte sie.

«Schon ein bisschen übertrieben alles.»

«Findest du?»

«Kein Mensch braucht fünf Schokobrunnen. Habe ich alle erst mal gefilmt, um da eine Collage von zu machen.»

«Machst du das immer noch? So komische Sachen aufnehmen?»

«Mach ich ganz automatisch. Handy rauskramen, Videofunktion anschalten und laufen lassen. Habe inzwischen über sechzig Clips auf meinem Blog.» Grinsend ergänzte ich: «Hollywood extra-light.»

Ohne darauf einzugehen, fragte Jeannette: «Hast du dich auch für die Spätschichten an den Feiertagen gemeldet?»

«Soll das ein Scherz sein?»

«Ich mache alle drei Weihnachtstage, Silvester und Neujahr. Gibt Zuschläge. Und ist sowieso nie was los.»

«Ich hatte erst überlegt», antwortete ich am Fleck rubelnd, «aber dann ist mir eingefallen, dass ich ein Leben habe.»

«Und hat Annika dir wegen dem Dreiundzwanzigsten Bescheid gesagt? Da machen wir Frauenabend, und ich dachte,

vielleicht hättest ja auch mal wieder Lust. Wir brauchen noch eine achte Person zum Parfumwichteln.»

Parfumwichteln, ging es mir durch den Kopf. Augenblicklich wurde mir wieder bewusst, weshalb aus Jeannette und mir keine besten Freundinnen geworden waren, als sie vor drei Jahren im Callcenter angefangen hatte. Damals war sie neu in der Stadt und auf der verzweifelten Suche nach einem Freundeskreis gewesen. Meiner Samariter-Natur entsprechend war ich einige Male mit ihr ins Kino gegangen, wobei sich schnell herausgestellt hatte, dass wir keinerlei Gemeinsamkeiten hatten. («Sterben da Menschen in dem Film, Ina?» – Wir haben uns Rambo IV dann nicht zusammen angesehen.) Nichtsdestotrotz meldete Jeannette sich daraufhin regelmäßig, lernte schließlich Annika kennen, die Freundin meines besten Kumpels Henning, und wurde Teil ihrer Proseccoclique. Das war ein Kreis von Mädchen, bei denen ich nicht wusste, was sie außer kichern und übereinander lästern sonst noch veranstalteten. Ganze zwei Male hatte ich mich mit ihnen getroffen, weshalb ich Jeannettes Einladung nun mit einem skeptischen Blick quittierte.

«Kannst du dir ja noch mal überlegen», sagte sie und stopfte ihre Schminkutensilien zurück ins Glitzertäschchen. Abschließend zog sie ihr knallgelbes Kleid zurecht und schaukelte ihre Titten in Position wie Wasserbomben.

«Wie sehe ich aus?», fragte sie.

«Wenn du nachher einen Schuh auf den Stufen verlierst, passt das schon.»

«Gut, ich muss los, ich habe gerade den Kronenbergh am Wickel.»

«Wen?»

«Karsten Kronenbergh, kennst du den etwa nicht?», fragte sie. «Der ist Teamleiter in der Vierten. Eigentlich dachte ich, dass der was mit der Buttger eit am Laufen hat, aber der hat eben die ganze Zeit zu mir rübergeguckt.»

«Ein Teamleiter? Das spricht sich doch mit Lichtgeschwindigkeit herum.»

«Na, das will ich doch hoffen», sagte Jeannette, bevor sie davonestöckelte.

Eine Klospülung rauschte. Kurz darauf kam Claudia Sengbusch aus einer der Kabinen. Claudia war vier Jahre jünger als ich, sah aber aus wie ihre eigene Mutter. Außerdem war sie Trägerin eines schwarzen Gürtels im Scheißelabern. Eilig warf ich das Papiertuch in den Müll.

«Iiiiiina!», tirilierte Claudia. «Na, du bist aber flott gekleidet für so einen Abend.» Flott, wiederholte ich in Gedanken. Wahrscheinlich hatte Claudia die Hälfte ihres Vokabulars aus Schlagersendungen und würde mich als Nächstes fragen, ob ich schon beschwipst war.

«Ich bin ja eben die ganze Zeit im großen Saal gewesen, bei der Band», legte sie los, «die sind richtig gut, mit echtem Neger, musst du dir gleich mal angucken, aber ich kann nicht mehr tanzen, oh, mir tun so die Füße weh. Huhuhu!» Ächzend stützte sie sich am Waschbecken ab und zog sich mit der freien Hand ihre Schuhe aus. «Öach!», machte sie und knetete ihre Fußsohle, als wäre sie Hefeteig. «Das tut gut, ohaa, und was ich schwitze.» Damit zupfte sie die Bluse von ihrer Brust und pustete unter den Stoff. Mein Blick blieb an ihrem altbackenen Blümchenkleid hängen, das sie wahrscheinlich

in einer Nacht-und-Nebel-Aktion aus dem Sarg ihrer Oma geklaut hatte. «Ich bin das ja gar nicht mehr gewohnt, ich bin ja am Wochenende so selten weg, die Kinder, weißt du ja, und wenn man dann keinen Mann hat, der auch mal aufpassen kann, na ja, da kommt man halt nicht so oft raus, der kümmert sich ja so gut wie gar nicht um die Jungs, aber dafür ist so ein Abend wie der hier echt toll, da hat meine Mutter die mal wieder genommen, macht sie ja ab und zu, wobei, jetzt, wo die älter werden, wird ihr das auch manchmal zu anstrengend und, ooooch!» Mit Gewalt presste Claudia ihre Zehen in alle verfügbaren Richtungen und verdrehte die Augen. Ich gaffte den elektrischen Handtrockner an und grübelte, was wohl geschah, wenn man tief genug mit nassen Fingern hineinlangte.

«Was das guttut, so 'ne Fußmassage», schnaufte Claudia. «Ist natürlich immer besser, wenn das wer anders macht, schon klar, aber so ist auch gut, ja, ach, das wäre überhaupt mal 'ne Idee gewesen für die Feier hier, so'n Ruheraum mit Massagen. Das wäre doch jetzt mal super, oder, Ina?» Ein Stromschlag wäre jetzt mal super, dachte ich. «Oder, Ina?», wiederholte Claudia. «Das wäre doch 'ne gute Idee jetzt.» Wie in Trance nickte ich vor mich hin. Gerade wollte ich mich abwenden, da setzte sie nach: «Ach, hier! Was hat die Jeannette erzählt, sie will was von dem Kronenbergh? Ich wollte ja nicht lauschen, aber ich war halt auf dem Klo, konnte ich ja nichts machen, ne? Klar, oder? Das ist ja auch wirklich ein hübscher Mann, mit dem hab ich mich mal in der Kantine unterhalten, über Nachtisch und so, er hat dann aber keinen genommen, ich so 'nen kleinen Vanillepudding, trotzdem toller Typ, aber

der ist doch mit der Franziska Buttgerit zusammen, oder? Oder nicht mehr? Ich dachte. Und jetzt will die Jeannette was von ihm?» Mit einem neugierigen Grinsen, frisch vom Gartenzaun, legte Claudia den Kopf schräg.

«Ohne Artikel», hörte ich mich nuscheln.

«Was?»

«Keine Artikel vor Namen setzen. Einfach nur Jeannette, ohne das *Die* davor.»

«Hmhm», machte Claudia.

Ich wusste nicht, was ich bescheuerter fand: Leute, die Artikel vor Namen setzten, oder solche, die andere deswegen korrigierten. Es war eine der Sachen, die ich einfach nicht unkommentiert stehen lassen konnte. Artikel vor Namen ließ ich nur durchgehen, wenn über Kleinkinder oder Idioten gesprochen wurde.

«Ich gehe mal eine rauchen», sagte ich.

«Viel Spaß!», rief die Claudia mir hinterher.

In der Raucherlounge waberten Qualmschwaden. Ein DJ spielte Schlager der Siebzigerjahre, und von einer Sitzecke schallte Altherrengelächter herüber. Es waren Männer aus dem Vorstand, denen die Schmerbäuche hemmungslos über den Hosenbund quollen, als wäre noch immer Wirtschaftswunderzeit. Die Krawatten hingen ihnen locker um den Hals, und alle schmauchten Zigarren. Es war wie auf den Geburtstagen meines Opas früher, weshalb ich mich sofort zu Hause fühlte. Selbst in diesem Raum gab es ein Buffet, das allerdings weitestgehend leergeplündert war. Obwohl es in meinem Bauch rumorte, begutachtete ich die Reste und steckte

den Tabaksbeutel zurück in meine Hosentasche. Was war ein All You Can Eat schon wert, wenn man nicht mit anständigen Magenschmerzen nach Hause ging? Einige Tage zuvor hatte ich außerdem einen Zettel mit der Aufschrift *Lieber Kalorien als Krebs!* an meinen Badezimmerspiegel gepappt. Weil kein sauberes Besteck mehr zu finden war, pulte ich ein Plastikspießchen mit Grinsedelphin am Stielende von der Tischdecke und tunkte einen Mettkloß ins Aioli. Wie es sich gehörte, blieb er in der klebrigen Masse stecken. Über das Buffet gekrümmt stocherte ich dem Kloß hinterher. Gerade als ich ihn erwischte hatte, zerbröselte er und klatschte zurück ins Schälchen. Bloß gut, dass du keine Gehirnchirurgin geworden bist!, dachte ich.

Just in diesem Moment bemerkte ich den Kerl neben mir. Er war in meinem Alter und lächelte mich mit perfekten Zähnen an, hatte eine dezente Solariumsbräune und einen Dreitagebart. George Michael in der Callcenter-Variante. Augenblicklich hatte ich Last Christmas im Ohr, und mir verging der Appetit. Wortlos stippte der Kerl einen Mettkloß mit seinen Fingern ins Aioli. Bevor er ihn in den Mund steckte, ließ er seinen Blick demonstrativ zwischen seiner Hand und meinem Spießchen hin und her wandern.

«Praktisch denken», sagte er.

Wie auf Knopfdruck antwortete ich: «Särge schenken.»

Der Kerl stockte. In seiner Backentasche klemmte der Mettkloß, und George Michael bekam einen Touch von Hamster. Anstatt sich ins Laufrad zu flüchten, fragte er: «Sie arbeiten in der Fünften, oder?»

Wären wir uns nicht auf einer Firmenfeier, sondern in

freier Wildbahn über den Weg gelaufen, hätten wir uns keinesfalls gesiezt. Rightyright!, ging es mir durch den Kopf. Testphase eins!

«Wollen wir uns nicht duzen?», fragte ich und streckte ihm meine Hand entgegen.

Im Laufe der Jahre hatte ich eine ganze Reihe Persönlichkeitstests entwickelt, um die grundlegenden Charakterzüge eines Kerls im Schnellverfahren auszuloten. Neben Fahrstil- und Filmwissen-Check hatte sich der Handschlag-Quickie als eine der zuverlässigsten Methoden herauskristallisiert. Vernichtend war es, wenn ich einen schlaffen Lappen zu spüren bekam, zupackte und der Kerl erst daraufhin fester zugriff. Sofort wusste ich: Aha! Einer, den ich kontrollieren könnte! Weil ich das aber gar nicht wollte, wurde er umgehend disqualifiziert. In diesem Fall bestand mein Gegenüber jedoch mit Bravour. Sein Handschlag war weder übertrieben hart, noch war er zu schluffig. Ohne meine Finger zu zerquetschen, ließ er mich spüren, dass er auch fester zugreifen konnte. Er demonstrierte also gleichermaßen Selbstbewusstsein – ohne es aber überzubetonen – wie auch die Fähigkeit, sich anzupassen. Ich vergab bemerkenswerte 8 von 10 Punkten.

«Kronenbergh», sagte der Kerl. «Karsten Kronenbergh.»

«Maibach», antwortete ich. «Gerührt. Nicht geschüttelt.»

«Ehhhm ... was?»

«Wegen James Bond?», versuchte ich zu erklären. «Wie du dich gerade vorgestellt hast?»

Obwohl Karsten nickte, hatte ich nicht das Gefühl, dass er es verstanden hatte. «Ja, ich bin aus der Fünften», beantwor-

tete ich seine ursprüngliche Frage. «Angefangen habe ich mal in der Dritten. Schön hochgearbeitet.»

«Dann geht's bei mir wohl seit Jahren bergab. Ich war mal in der Siebten in der Baufinanzierung. Da war ich aber noch kein Teamleiter.»

«Und bringt das was?», fragte ich.

«Was? Was bringt was?»

«Teamleiter sein.»

Statt zu antworten, knibbelte Karsten am Etikett seiner Bierflasche herum. Höchstwahrscheinlich hatte er damit gerechnet, mich mit seinem Posten zu beeindrucken. Jeannette war nicht die einzige Kollegin, die sich an Teamleiter heranschmiss, um im Falle einer Beziehung in der gefühlten Mitarbeiterhierarchie aufzusteigen.

Erst nach einem Augenblick des Zögerns sagte Karsten: «Bringt nicht so wirklich was.»

«Muss man ständig kurzfristige Urlaubsanträge absegnen und eigentlich nur Informationen von oben nach unten weiterreichen, ne? Und dann verdient man nicht mal wirklich viel mehr als das Fußvolk.»

Karsten nahm einen Schluck Bier. Kurz schaute er sich um, aber schließlich sagte er schmunzelnd: «Genauso isses. Mitarbeiter nerven, die Kohle stimmt nicht, und meinen Wagen und die Wohnung habe ich mit Firmenkrediten bezahlt. Lebenslänglich haben mich die Säcke. Lebenslänglich! Zum Glück habe ich übernächste Woche erst mal Urlaub.»

So überraschend nett war der Moment, dass ich umgehend Testphase zwei einläutete: Versteht er meinen Humor? Ich hob den Grinsedelphin-Spieß auf Karstens Augenhöhe.